

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 2 (1912)
Heft: 23

Artikel: Der Gemsjäger [Schluss]
Autor: Souvestre, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 23 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern · · ·

8. Juni

Der verschlossene Garten.

Von Hedwig Dietzi-Bion.

Ein Garten hat sich aufgetan
Wohl zwischen dir und mir,
Doch ob er noch so traulich lockt —
Verriegelt bleibt die Tür.

Der schöne Zaubergarten blüht
Für uns zwei Arme nicht,
Und nimmer kommen wird der Tag,
Der einen Kranz uns flicht.

Und haben wir kein Zauberwort,
Kein Schlüßlein zur Tür —
Hoch über alle Wipfel grün
Sliegt doch mein Herz zu dir!

Der Gemsjäger.

Erzählung von Emil Souvestre. Uebersetzt von Oswald Gyr, Bern.

(Schluß.)

Ulrich betrachtete den Himmel beunruhigt. Die Wolken näherten sich mit stets noch zunehmender Schnelligkeit; schon waren die nächstgelegenen Gipfel verschwunden und er befand sich in einer Wolkenmauer, die sich immer enger um ihn schloß. Endlich langte der erste Föhnstoß mit voller Wucht an. Der junge Mann wurde von ihm erfaßt und mit Gewalt den Berg heruntergeführt. Seine ganze Aufmerksamkeit war nunmehr darauf gerichtet, in keine Spalte zu geraten, die ihn verschlungen hätte. So erreichte er eine Krümmung, wo der Wind durch eine Bodenerhebung in seiner Gewalt gebrochen wurde, und die Ulrich gestattete, inne zu halten. Er ließ sich auf den Boden fallen; er war so betäubt und außer Atem, daß er dort längere Zeit, jeder Bewegung unfähig, liegen blieb. Als er endlich um sich blicken konnte, hatte alles wieder das Aussehen verändert. Von dem heftigen Winde gejagt, trieben die Wolken in der Ferne dahin, und der jetzt gänzlich von ihnen befreite Berg ließ die kleinsten Bergspitzen erkennen; gleichwohl wirbelte der afrikanische Wind noch stets um die Bergspitzen, glitt an den Abhängen herab, verfring sich in den Engpässen und alles schien sich bei seiner heißen Berührung zu erweichen. Man sah unter dem geschmolzenen und zusammengefunkenen Schnee Bäche hervorquellen, die als weiße Wasserfälle in die Abgründe zu fließen begannen. Der junge Mann erhob sich wieder und setzte seinen Weg so gut es ging fort. Je weiter er kam, desto rascher schmolzen die Gletscher; die Bäche, zu reißenden Bergströmen angeschwollen, schossen an den Halden dahin und vergrößerten sich stets noch durch Vereinigung mit andern. Die Felsblöcke ihrer Stützen beraubt,

rollten zuerst an den glatten Hängen herab, dann sprangen sie mit gewaltigem Saße über die Hänge und wurden von den Abgründen verschlungen; lange noch hörte man, wie sie an deren Wänden aufschlugen. Die an den Abhängen aufgehäuften Schneeschichten stürzten mit donnerndem Getöse herunter, nahmen alles, was sich vor ihnen fand, auf und füllten die Schluchten an. Von Sekunde zu Sekunde schienen diese vom Winter aufgebauten Alpen in Ruinen zu zerfallen und ihr mächtiger Einsturz verrammelte einer nach dem andern den Weg. Ulrich suchte vergeblich einen Ausgang. Da war es ein Wasserfall, der den Felsvorsprung überschwenkte auf den er hatte fliehen wollen, dort eine Lawine, die den Weg begrub; zur Rechten ein Felsen, wie ein Brückenbogen über das Leere geworfen und der soeben nachgegeben hatte, zur Linken eine plötzlich geöffnete Spalte; überall das Knirschen des brechenden Eises, das wütende Pfeifen des Windes, die wie der Blitz einschlagenden Lawinen, das Tosen der aus ihrem Bette getretenen Wassermassen — und über all diesem Chaos die rasch hereinbrechende Nacht, welche auch die letzte Hoffnung benahm.

Aber trotzdem kämpfte der junge Bergbewohner gegen die stets neu auftauchenden Gefahren weiter. In dem wilden Durcheinander seiner Gedanken, die ungezählte Male unterbrochen wurden, schien doch der Gedanke an Breneli die Oberhand zu behalten und gab ihm den Willen, zu leben, der seine Kräfte rege hielt. Unglücklicherweise war ihm die Gegend gänzlich unbekannt. Vom Lärme betäubt, von dem ihn umringenden Weiß geblendet, durch die Umwege, zu welchen

ihn die mannigfachen Hindernisse nötigten, in Verwirrung gebracht, konnte er die Richtung nicht wiederfinden, die er eingeschlagen hatte. Um jeden Preis mußte er sich vergewissern, wie weit er von seinem Wege abgekommen war, ehe die Nacht ihm alle Mittel dazu nahm. Er hielt abermals inne und bemühte sich, den Ort aus der Lage der Berggipfel zu ermitteln, die er im letzten Sommer des Tages erblickte. Es war ihm schon geglückt, die höchsten davon zu erkennen, dann auch allmählich die, welche näher waren, als plötzlich ein furchtbares Getöse im innersten des Gletschers hallte und mit noch stärkerem Dröhnen aus allen Spalten drang. Im gleichen Augenblick wankte Ulrich, denn der Boden hatte unter seinen Füßen gebebt. Bald ließ ihn ein zweiter Stoß beinahe das Gleichgewicht verlieren, darauf folgten andere — näher, gleichmäßiger und schließlich war es eine einzige Bewegung. Kein Zweifel mehr, der Gletscher war in Bewegung geraten und kam ins Tal herunter!

Der junge Mann begriff, daß das geringste Zaudern eine Frage über Leben und Tod bedeute und kehrte um, zur nächstgelegenen Bergspitze eilend. Die zurückzulegende Strecke bot fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Bald da, bald dort stürzten die über die Bodenspalten geworfenen Brücken aus hartem Schnee eine nach der andern in den Abgrund und ließen ungezählte Schlünde klaffen, an deren Tiefen das Wasser plätscherte. Die Bewegung des Gletschers war die eines Flusses mit träge gewordenen Wellen, dessen Strömung gegen die Mitte hin zunimmt und an der Seite sich in Strudeln erhebt. Da, wo er durch eine Unebenheit seines Bettes aufgehalten wurde, schien er zu kochen, um dann wieder dort, wo der Boden sich hob oder sich senkte, einen Wasserfall aus Eisstücken zu bilden und sich mit noch größerer Geschwindigkeit herunterzustürzen.*)

Ulrich war es doch noch geglückt, der gefährlichen Strömung zu entkommen. Er hatte schon beinahe die Grenzen dieses festen Flusses erreicht, schon mehrere Schneebrücken überschritten, ohne es zu wissen, und hatte soeben einen der Ausläufer des Gletschers an seiner Moräne erkannt, dessen Anblick ihn so ermutigte, daß er alle seine Kräfte und all seinen Mut in einer letzten Anstrengung zusammenfaßte und einen Sprung wagte; da schwand plötzlich der Boden, und er hatte gerade noch Zeit, die Arme zur Rechten und zur Linken auszustrecken, um sich zu halten, und blieb so bis zu den Knien in dem zur Hälfte eingestürzten Schneebrückenbogen. Es folgte ein Augenblick höchster Spannung. Ulrich fühlte seine Beine im Leeren, die der Wind des Abgrundes kühlte. Unbeweglich und sogar den Atem anhaltend, blieb er während einiger Sekunden in der gleichen Stellung, versuchend, den Umfang der Öffnung abzuschätzen; darauf streckte er vorsichtig die Hand zum Gewehre aus, das ihm entglitten war, in der Hoffnung daß er sich daran stützen könnte, wenn er es statt der Arme zu beiden Seiten anlehnte. Aber bei dieser Bewegung gab der weiche Schnee nach, ein leichtes Krachen ging der Spalte entlang und die als Lavine zusammenstinkende Brücke verschwand mit ihm in der Tiefe.

*) Wegen der Gefahren, die man auf den in Bewegung befindlichen Gletschern läuft, möge man das Buch Defors: „Excursion dans les glaciers“ lesen, und betreffs deren Vorrücken das schon erwähnte Werk Eschudis: „Das Tierleben auf den Alpen“, wie auch die Bemerkungen Dollfuß’.

(Anm. d. Verf.)

III.

Als der Tag wieder anbrach, wehte der Föhn nicht mehr. Der Himmel hatte wieder jene blaßblaue Färbung des Winters angenommen, wodurch er einem riesigen, über den Alpen aufgehängten Schleier glich. Doch war die Temperatur merklich milder geworden. Es war etwas in der Luft, das den Frühling ankündigte und bis zu den wildesten Höhenzügen zu verspüren war. Die Gletscher lagen wieder so unbeweglich wie zuvor und Ruhe war auch wieder in diese wilden Einden eingekehrt.

Onkel Hiob hatte sich auf eine der höchsten Bergspitzen geflüchtet und so gesichert den Föhn vorübergehen lassen. Mit Tagesanbruch lenkte der Greis ruhig seine Schritte zu den tiefer gelegenen Bergstufen, wo er hoffte, daß das Tauwetter ihm erlauben würde, einige Pflanzen aufzufinden. Er hatte bald den Gipfel der Moränen erreicht, in deren Nähe Ulrich von der Gletschererschütterung überrascht worden war. Da keine der Erscheinungen des Gletschers mit seinen früheren Anhaltspunkten übereinstimmte, so erwachte in Onkel Hiob die Neugierde; er stieg hinab, um diese merkwürdigen Umwälzungen von der Nähe zu betrachten. Zuerst vorsichtig längs der Moräne hingehend, wagte er sich zuletzt ebenso behutsam auf die vereiste Oberfläche, blieb aber von Zeit zu Zeit stehen, um sich zu vergewissern, daß er sie nicht unter seinen Füßen gleiten fühle; doch mußte der Gletscher durch ein Hindernis im Innern aufgehalten worden sein, denn es war keine Bewegung mehr zu verspüren.

Man begegnete bei jedem Schritte den Beweisen einer Bewegung am vorigen Tage in Gestalt von hier verschütteten, dort vergrößerten Abgründen, sowie der an allen Orten eingefallenen Schneebrücken. Als er zu einer dieser eingestürzten Schneebrücken kam, die nur noch einen kleinen, wie durch ein Wunder über dem Abgrunde schwebenden Bogen zurückgelassen hatte, bemerkte Onkel Hiob einen halb unter dem Schnee vergrabenen Gegenstand, den er beim ersten flüchtigen Blick nicht sogleich erkannte; aber kaum hatte er ihn freigelegt, als ihm ein Ruf des Erstaunens entfuhr: er hatte Ulrichs Karabiner vor sich. Von Schrecken gepackt, wandte er sich zum gährenden Spalt um. An seinen schneebedeckten Wänden konnte man noch jetzt die Fußspuren des jungen Mannes und die Stelle, wo er verschwunden war, unterscheiden. Der Alte wollte bis zum Grunde herabblicken, allein der Abgrund, der sich zwischen zwei azurblauen Wänden gebildet, machte eine plötzliche Wendung und ließ nichts als ein finsternes Loch erkennen. Onkel Hiob kniete dennoch am Rande nieder, streckte seinen gesenkten Kopf bis zur Öffnung des Spaltes und stieß einen Ruf aus; die Stimme hallte dumpf längs dem geheimnisvollen Schlunde. Er horchte, aber niemand antwortete. Sich noch weiter vorbeugend, rief er zum zweiten Male mit lange anhaltender Stimme, dann zum dritten Male. Da war es ihm, er höre einen Ton, aber so schwach, daß er sich frug, ob es das Durchsickern unterirdischen Wassers, oder gar das Echo seiner eigenen Stimme sei. Auf seine erneuten Rufe kam jetzt eine deutlichere Antwort; ohne die gesprochenen Worte verstehen zu können, so erkannte der Kristallsucher doch eine menschliche Stimme. Er erhob sich rasch, entrollte eiligst das Seil, das er quer über Schulter und Brust trug, und nachdem er das eine Ende an einem eisernen Bolzen, den er in den Schnee drückte, befestigt hatte,

ließ er es auf den Grund des Abgrundes hinabgleiten, zur Stelle, wo er die Stimme gehört hatte. Das Seil verschwand darin vollständig und blieb einige Augenblicke schwebend. Ueber den Schlund gebeugt, rief Onkel Hiob abermals. Endlich schien es ihm, es bewege sich das Seil. Es straffte sich ein wenig und begann sich leicht am Rande der Spalte zu reiben. Der Greis, ein Knie auf das obere Ende gestützt und mit der rechten Hand den eisernen Bolzen zurückhaltend, spähte in die finstere Tiefe hinunter. Plötzlich hörte die Schwingung des Seiles auf; derjenige, welcher sich an ihm herauszog, hatte eingehalten. „Mut!“ rief Onkel Hiob; laß nicht los! Nur noch ein bißchen Anstrengung.“ Das Seil blieb noch immer unbeweglich. Er beugte sich in großer Erregung über das Leere. „Vorwärts!“ fuhr er mit stärkerer Stimme anzuspornen fort. „Ich bin es Ulrich! Es ist der Onkel Hiob! Gott hat mich zu deiner Rettung hierher geführt, er will dich retten! Hilf dir weiter, wenn du ein Mann bist, wenn du Mutter Trina und Breneli wiedersehen willst!“

Bei diesem letzten Namen zitterte das Seil; noch einen Augenblick der Ungewißheit und dann kam es wieder in Bewegung. Ulrich hatte seine Kräfte zusammengerafft. Der Alte ermutigte fortgesetzt, während er die Augen auf den Grund des Abgrundes geheftet hielt. Endlich sah er aus dieser Finsternis einen starren und unbedeckten Kopf auftauchen. An jeder Haarlocke hing ein Eiszapfen und das vom grünlichen Widerschein des Gletschers beleuchtete Gesicht schien wie versteinert. Wenn man die mechanische, langsame Bewegung sah, so hätte man glauben können, einen Leichnam vor sich zu haben, der durch eine magische Beschwörung galvanisiert worden war, und der aus dem Erdbinnern hervorkam, ohne Gedanke und ohne Stimme. Im Augenblicke, wo dieser Kopf sich über dem Abgrunde erhob, zog Onkel Hiob das Seil mit einer verzweifelten Bewegung an sich, und Ulrich lag am Rande des Spaltes ausgestreckt.

Der alte Bergbewohner ließ einen Ruf der Freude ertönen und griff zur Feldflasche, von der er sich nie trennte, um dem jungen Manne einige Schluck Brantwein einzuschöpfen; nicht ohne Mühe brachte er ihm die Zähne auseinander. Darauf rieb er ihm damit die Beine, die Hände und mit Schnee das Gesicht. Jetzt erst vermochte Ulrich seine blauen Lippen zu öffnen.

„Der Himmel lohne Euch, Onkel Hiob!“ stammelte er. „Ohne Eure Hilfe wäre ich verloren gewesen.“

„Sage: Ohne die Hilfe Gottes!“ versetzte der Alte. „Er allein ist Meister und wir sind nur Diener seines Willens.“

„Nun gut, Gott sei der Dank und Euch all' sein Segen,“ murmelte Ulrich, der dem Bedürfnis, nach solcher Ermüdung und Kälte zu schlafen, nicht länger widerstehen mochte.

„Recht so!“ unterbrach ihn Hiob, „aber nimm deine Lebensgeister wieder zusammen und aufgestanden!“

„Noch nicht, später,“ lallte der junge Mann, dessen Augen sich schlossen.“

„Später wäre es zu spät!“ rief der Kristallsucher, ihn schüttelnd. „Stehe auf, Ulrich, du mußt! Deine Kräfte werden während des Gehens zurückkehren und bei der ersten Sennhütte wollen wir rasten. Wenn du hier liegen bleibst, stirbst du! Aufgestanden, sage ich! Es geht ums Leben!“

Er zwang seinen Neffen förmlich dazu, sich wieder auf die Füße zu stellen und quer über den Gletscher zog er Ulrich

mit sich fort, der willig folgte mit wankendem Kopfe und halbgeschlossenen Augen. Onkel Hiob war redlich bemüht, seinen Neffen durch Ermunterungen und Fragen wieder vollends zu sich zu bringen; Ulrich, dessen Blut allmählich wieder seinen Kreislauf begann, war endlich imstande — wenn auch mit abgerissenen Worten — von seiner Flucht vor dem Föhne am vorigen Tage zu erzählen. Er schilderte den Sturz in die Spalte, der durch die Lawine, welche ihn mit sich herabgerissen hatte, gemildert worden war, und schließlich seine lange Todesangst auf dem Grunde des Schlundes; nur die Begegnung mit Hans verschwieg er.

Hiob schien darüber erstaunt zu sein, daß Ulrich, der doch seither so sehr aus der Übung gekommen war, sich auf diese unwirtlichen Höhen gewagt hatte. „Ich hätte dich für klüger gehalten,“ sagte er kopfschüttelnd; „aber es ist nun einmal mit der Bergluft wie mit dem Weine: die meisten können nicht mit Maß und ohne die Vernunft zu verlieren, davon trinken! Ich hätte mich dessen erinnern sollen, daß Häuserblut in deinen Adern fließt, und daß seit hundert Jahren alle ihre Tollkühnheit zum Leichentuch gehabt haben. Gott verzeihe mir! Ich hatte gehofft, das Jagdfieber habe nur den Vetter Hans ergriffen, denn Hans war auch dort oben.“

„Habt Ihr ihn gesehen?“ frug Ulrich.

„Ich selbst nicht, aber die Spuren seiner Schritte,“ antwortete Onkel Hiob. „Diesen Morgen habe ich sie zugleich mit der Fährte von Gemsen erkannt.“

„O, das ist das Rudel, welches er suchte,“ rief Ulrich aus; „das, welches er vorgestern gesehen hat und das ein Leittier anführt.“

„Das ist möglich; die Fährte ging in der Richtung nach Norden.“

„Zum Fuß des Eiger?“

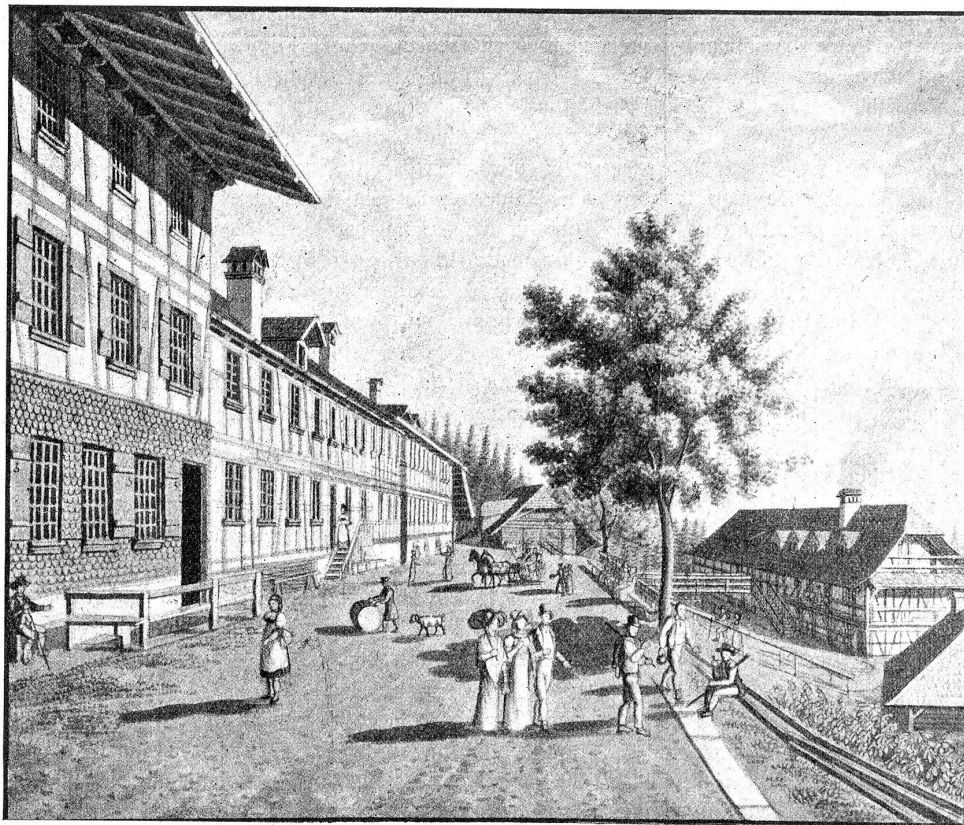
„Nein, dort näher bei uns, zur Rechten.“

Die Hand Onkel Hiobs wies auf eines der einem Bogenspieler so ähnlich sehenden Gebilde des Gletschers, dem sie schon seit einigen Minuten entlang gingen. An seinem Rande war eine Art Gefins, das zuweilen scharf unterbrochen war; darunter lief der Abhang, der zuerst jäh unterbrochen war, in einem geschützten Streifen aus, wo der geschmolzene Schnee einen sehr feinen Rasen freigelegt hatte, der jene bläuliche Färbung aufwies, der den Alpenweiden eigen ist. Er hüllte den Fuß des nackten Felsens wie ein sammetes Band ein und lief, nachdem er den Gletscher verlassen, in die Tannen- und Birkenwälder aus. Der junge Schnitzler war stehen geblieben. Sein Blick wanderte über das in den Schnee dieser hohen Spitzen eingebetteten Fleckchen Gras, als er plötzlich seinen Gefährten mit sich hinter einen der verwachsenen Felsblöcke drängte, die sie umgaben.

„Was gibt es?“ frug Onkel Hiob, der unwillkürlich seine Stimme dämpfte.

„Seht, seht, dort unten, wo das Weideland eine Wendung macht,“ murmelte Ulrich.

Der alte Bergler schirmte seine Augen mit der Hand und gewahrte in der bezeichneten Richtung ein Rudel von neun Gemsen mit dem Leittier an der Spitze; sie bogen um den Berg und aus der verwirrten Eile, mit der sie dahinstürmten, erriet man unschwer, daß sie verfolgt wurden. Ulrich und Hiob spähten zuerst vergeblich am Fusse des Berges



Das Gurnigelbad zu Ende des 18. Jahrhunderts.

nach dem Jäger; aber bald erblickten ihn beide auf dem Gefsimse, das diesen krönte, und sie erkannten Hans in ihm.

Während die Gemsen der Weide folgten, ging Hans auf diesen Höhen gleichsam neben ihnen her, bemüht sie zu überholen. Onkel Hiob und Ulrich sahen mit Schrecken, wie er längs dem schmalen Felsenvorsprung lief, bald mit einem Sprunge über die größeren Lücken setzend, bald an einem schroff vortretenden Felsstücke hängend, bald auf der schlüpfrigen Felswand kriechend. Von einer Art Raserei fortgerissen, eilte er vorwärts, als ob er Beherrscher des Raumes gewesen wäre, und hatte nur Augen und Ohren für seine Beute. Es lag in seiner Tollkühnheit eine grenzenlose Todesverachtung, die einem schwindeln machte.

Es glückte ihm endlich, vor dem Rudel einen Vorsprung zu gewinnen und, um das Leittier besser im Vorübergehen angreifen zu können, schwang er sich auf die äußerste, vom Gefsimse getrennte Felsspitze. Hiob packte Ulrichs Hand, während er nur mit Mühe einen Schrei unterdrückte und keine Bewegung zu machen wagte: Hans hatte sich auf dem schmalen Sockel niedergekauert, der ihn noch stützte und angelegt. In diesem Augenblicke zogen die Gemsen zu seinen Füßen vorbei, ein Schuß krachte, und das Leittier fiel zu Boden. Der Jäger stieß einen Ruf aus, der wie Siegesgeschrei klang und trotz der Entfernung von dem Kristallsucher und von seinem Gefährten gehört wurde; doch als er sich wieder aufrichtete, die noch rauchende Büchse in der Hand, schwand plötzlich das Fleckchen Erde, das seinen Füßen als Stütze gedient hatte. Er streckte die Arme aus, um sich zu halten — es war zu spät! Seine Hände glitten auf dieser vom Winter glatt gewordenen Felswand aus. Er schlug von Spitze zu Spitze

auf und rollte mit gebrochenen Gliedern bis zur Weide — zwanzig Schritte von der Gemse, die er niedergestreckt hatte.

Einige Stunden später brachte man den entstellten Körper Hansens ins Häuschen der Enge. Mutter Trina, welche Onkel Hiob schon vom Vorgefallenen benachrichtigt hatte, empfing den Leichenzug an der Türe ihrer Hütte. Sie betrachtete den Toten einige Minuten, die Züge von wildem Schmerze verzogen.

„Wieder einen!“ murmelte sie endlich mit kurzen, betonten Worten. — Aber das mußte so sein, er hatte, wie der Vater Breneli, die irreführenden Gemsen gesehen, das war eine Ankündigung! Der Berggeist ist der mächtigste; jetzt wird der letzte Häuser unter der Erde schlafen!“

Ohne noch ein Wort hinzuzufügen, setzte sie sich auf einen Stein und bedeckte die

Stirn mit beiden Händen. Breneli und Ulrich wollten sich ihr nähern, aber sie machte ihnen ein Zeichen, sie allein zu lassen. Erst bei der Aufbahrung der Leiche erhob sie sich langsam, betrat wieder das Haus und hüllte eigenhändig Hans ins Leichentuch. Sie wachte auch selber am Totenbette bis zum Leichenbegängnis. Die Leute vom Tale und die Bewohner der Bergabhänge, vom Unglücke in den Bergen in Kenntnis gesetzt, waren in Scharen herbeigeströmt, um dem Jäger die letzte Ehre zu erweisen. Dieser wurde auf eine Bahre aus Laubwerk gelegt, den Kopf an den toten Gemshock gestützt, der ihm das Leben gekostet hatte. Hinter dem Leichnam schritten die Großmutter mit verstörtem Antlitz; Ulrich bewegt und Breneli, die ihre Tränen nicht zurückhalten konnte.

Der Verlust Hansens war für Mutter Trina ein Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholte. Von Tag zu Tag wurde sie schwächer, ihre Gestalt krümmte sich sichtlich bis zu ihrem Ende, das kaum einige Monate auf sich warten ließ. Sie verlosch, die Augen auf den düstern Rußbaumschrank gerichtet, den sie beim Nahen des Todes hatte öffnen lassen, und wo die letzte von Hans erlegte Gemse zu den andern gelegt worden war.

Da sie nun einsam war, doch über ihre Zukunft verfügen konnte, so wurde Breneli Ulrichs Frau und ließ sich nach Meiringen führen, wo sich Onkel Hiob bald zu ihnen gesellte. Wer die Haslitaler, die Anhöhen vom Brünig und der großen Scheidegg begeht, oder die Zugänge zur Grimsel besucht, ist ziemlich sicher, dem alten Kristallsucher zu begegnen, der auf den abgelegensten Pfaden umherirrt und seine alten Lieder singt. Wie eine wunderbare Orgel begleiten sie das Rauschen der Wasserfälle und das Getöse der Lawinen.